



Friedenspreis 2014

13.10.2014

Erstellt vom
Referat Presse- und Öffentlichkeitsarbeit
Börsenverein des Deutschen Buchhandels e.V.

Inhaltsverzeichnis

Friedenspreis 2014	1
AFP Deutschsprachiger Basisdienst vom 12.10.2014	
Friedenspreis des Deutschen Buchhandels für Internet-Pionier Lanier	1
dpa-Basisdienst vom 10.10.2014, Seite 0479	
(KORR-Bericht) Jaron Lanier - Klage lied auf den Traum vom freien Internet Von Peter Zschunke, dpa... ..	2
dpa-Basisdienst vom 12.10.2014, Seite 0332	
(KORR-Bericht) Friedenspreis für Lanier: Humanismus kontra künstliche Intelligenz Von Peter... ..	3
Süddeutsche Zeitung vom 13.10.2014, Seite 11	
Sand im Getriebe der Festplatten	4
DIE WELT vom 11.10.2014, Seite 25	
"Technologie ist eine Religion geworden"	5
F.A.Z. Rhein-Main-Zeitung vom 13.10.2014, Seite 31	
Der gemeinsame Feind heißt Amazon	7
DER TAGESSPIEGEL vom 13.10.2014, Seite 019	
Jede neue App macht ein bisschen unfreier	8
Neue Zürcher Zeitung vom 11.10.2014, Seite 51	
Ein humanistischer Softie	10
Augsburger Allgemeine vom 13.10.2014, Seite 11	
Das Buch, nicht das Internet, zeigt neue Perspektiven auf	12
Sächsische Zeitung vom 13.10.2014, Seite 20	
Wehe, wenn der Rudelschalter umgelegt wird	13
Handelsblatt vom 13.10.2014, Seite 055	
Der Cyber-Humanist	14
Hamburger Abendblatt vom 13.10.2014, Seite 13	
Warner vor digitalen Gefahren	15

Friedenspreis 2014

AFP Deutschsprachiger Basisdienst vom 12.10.2014



Friedenspreis des Deutschen Buchhandels für Internet-Pionier Lanier

Der Internet-Pionier, Musiker und Autor Jaron Lanier ist am Sonntag mit dem Friedenspreis des Deutschen Buchhandels ausgezeichnet worden. Der US-Informatiker nahm den Preis vor rund tausend geladenen Gästen in der Frankfurter Paulskirche entgegen. Der Präsident des Europäischen Parlaments, Martin Schulz, sagte in seiner Laudatio, kaum jemand habe die Gefahren und Risiken der zunehmenden Digitalisierung grundsätzlich benannt als Jaron Lanier. Er warne davor, "Computer und Netzwerke über das Menschliche zu stellen, den Menschen also klein zu machen".

Schulz betonte, die Debatte über die digitale Zukunft betreffe alle Menschen. "Sie entscheidet über unsere zukünftige Freiheit, über Gerechtigkeit und ob wir in einer humanen, solidarischen, plurali-

stischen und kreativen Welt leben werden."

Lanier setzte sich in den vergangenen Jahren vor allem kritisch mit den Folgen der digitalen Welt auseinander, etwa in seinem jüngsten Buch "Wem gehört die Zukunft?". Er kritisiert unter anderem das Geschäftsmodell von Internetunternehmen wie Facebook, die massenhaft persönliche Daten von Internetnutzern sammeln und diese zur Zielscheibe für Werbung machten.

In seiner Dankesrede sagte Lanier, Internetnutzer würden sich "der billigen und beiläufigen Massenspionage und -manipulation" unterwerfen. Bis auf eine kleine Minderheit extrem reicher Technologie-Unternehmer erlebe heute jeder Einzelne einen "Verlust von Sicherheit". Lanier betonte, er habe "immer noch größere Freude an Technologie, als ich

ausdrücken kann". Das Internet dürfe aber nicht zur einzigen Plattform für Kommunikation werden. Lanier sagte, er glaube an die "Besonderheit des Menschen". Nur so sei es möglich, nach einer humanistischen Gesellschaft zu streben.

Der mit 25.000 Euro dotierte Friedenspreis der Deutschen Buchhandels wird seit 1950 vergeben. Preisträger waren unter anderem Albert Schweitzer, Astrid Lindgren, Václav Havel, Martin Walser und der regimekritische chinesische Autor Liao Yiwu. Im vergangenen Jahr wurde die weißrussische Schriftstellerin Swetlana Alexijewitsch ausgezeichnet.

hex/cne

Seite: 0479
Ressort: Kultur

Kurztitel: dpa2641

(KORR-Bericht) Jaron Lanier - Klage auf den Traum vom freien Internet Von Peter Zschunke, dpa (Foto - aktuell)

Der Buchhandel hat sich lange schwergetan mit der Digitalisierung. Jetzt ehrt die Branche mit ihrem Friedenspreis einen Kritiker der digitalen Gesellschaft, der sie einst mit aufgebaut hat.

Frankfurt/Main (dpa) - Enttäuschte Liebe hat ihn zum Mahner gemacht: Der Internet-Pionier Jaron Lanier sieht in unserem Umgang mit dem globalen Computernetz die Gefahr einer totalitären Gesellschaft. «Die Idee der Offenheit hat sich ins Gegenteil verkehrt», sagt Lanier zwei Tage vor der Verleihung des Friedenspreises des deutschen Buchhandels. «Wir brauchen einen intelligenteren Ansatz.»

Offenheit, das ist für den US-Informatiker vor allem die bereitwillige Überlassung von persönlichen Daten an Internet-Dienste wie Google und Facebook. Dadurch werde der Reichtum in den Händen einiger weniger Unternehmer konzentriert, während die breite Mitte der Gesellschaft leer ausgehe. «Wir brauchen eine neue Art von Balance», sagt Lanier auf der Frankfurter Buchmesse. In seinem Buch «Wem gehört die Zukunft?» schlägt er ein neues Modell der Internet-Wirtschaft vor, das die privaten Urheber von Informationen honorieren soll.

Die skeptischen Töne Laniers passen zur Grundstimmung der Buchhandels- und Verlagsbranche, die sich noch mitten im Umbruch befindet und lange ver-

sucht hat, sich der Digitalisierung zu entziehen. Nein, er sei kein Pessimist, betont der 54-Jährige, der mit seiner Rasta-Mähne seinen Wurzeln in der frühen Szene von Computerfreaks treubleibt. Ein Pessimist sei jemand, der die Arbeit an einer Veränderung der Zustände aufgegeben habe. Er aber wolle daran mitarbeiten, das überaus komplizierte Puzzle zu lösen, auf das sich die Welt mit der Digitalisierung eingelassen habe.

Der gebürtige New Yorker tritt für schrittweise, pragmatische Veränderungen ein. Den Glauben an den großen Wurf habe er verloren. Es gebe keine einfachen Lösungen, wie sie sein Freund John Perry Barlow, einst Songtexter der Band Grateful Dead, 1996 mit seiner «Unabhängigkeitserklärung des Cyberspace» herbeigesehnt habe. Barlow hatte damals «eine Zivilisation des Geistes» im Internet beschworen: «Möge sie humaner und gerechter sein als die Welt, die eure Regierungen bisher produziert haben!»

Jetzt wird nicht der Internet-Visionär, sondern der Mahner gewürdigt, weil er laut Würdigung für den Friedenspreis eindringlich auf die Gefahren hinweise, «die unserer offenen Gesellschaft drohen, wenn ihr die Macht der Gestaltung entzogen wird und wenn Menschen, trotz eines Gewinns an Vielfalt und Freiheit, auf digitale Kategorien redu-

ziert werden».

Lanier zog es schon mit 13 Jahren zu Mathematik-Vorlesungen an die Uni. Zehn Jahre danach arbeitete er am Labor der Computerfirma Atari und beschäftigte sich dort unter anderem mit einem Datenhandschuh zur Interaktion mit der virtuellen Realität - ein Begriff, dessen weite Verbreitung auf Lanier zurückgeführt wird. Das Eintauchen in digitale Welten beschäftigte ihn später auch bei Silicon Graphics, ehe er sich von der Arbeit für Unternehmen abkehrte und an der Columbia University in New York zu forschen und zu lehren begann.

Die Software-Entwicklung überlasse er inzwischen den Jüngeren, sagt er in Frankfurt, bastelt aber zwischen dem Schreiben seiner inzwischen drei Bücher auch gern an der einen oder anderen technischen Spielerei. Außerdem spielt Lanier viel Musik, komponiert und sammelt seltene Instrumente.

Der Trubel um die Preisverleihung ist Lanier sichtlich unangenehm. So holt er auf der Buchmesse erstmal eine uralte Holzflöte aus Laos hervor, eine Khaen, und improvisiert darauf eine traurige Weise. Mit ihren zweimal 16 Röhren für unterschiedliche Töne sei diese Flöte der Beginn der Digitaltechnik, erklärt Lanier. «Das ist auch ein Grund, warum ich sie so liebe.»

Seite: 0332
 Ressort: Kultur

Kurztitel: dpa1673

(KORR-Bericht) Friedenspreis für Lanier: Humanismus kontra künstliche Intelligenz Von Peter Zschunke, dpa (Foto - aktuell)

Einen solchen Preisträger hat die Frankfurter Paulskirche noch nicht erlebt. Der deutsche Buchhandel ehrt einen Computer-Freak, der über digitale Auswüchse schimpft. Und danach ganz analog auf einer traditionellen Bambusflöte spielt. Frankfurt/Main (dpa) - Jaron Lanier ist eine schillernde Figur. Dass ihn der Friedenspreis des Deutschen Buchhandels überrascht hat, nimmt man ihm sofort ab. Auch andere sind überrascht, den Informatiker aus den USA nun in einer Reihe mit Preisträgern wie Albert Schweitzer (1951), Ernesto Cardenal (1980) oder Jürgen Habermas (2001) zu sehen. Der diesjährige Friedenspreisträger hat ein Computerspiel programmiert, «Moondust», und drei Bücher geschrieben, die aktuelle Fragen der digitalen Gesellschaft behandeln. In der Frankfurter Paulskirche holt er am Sonntag weiter aus, gelangt «zur Formulierung einer alten Idee, die in der Vergangenheit viele Formen hatte: Humanismus».

Aus Sicht mancher Kritiker reicht Laniers theoretischer Tiefgang nicht viel weiter als die erste Seite einer Google-Suche. «Was genau ist eigentlich 'humanistisch' an Laniers Vision?» fragte etwa Evgeny Morozov in seiner Besprechung von Laniers Buch «Wem gehört die Zukunft?» in der «Washington Post». Die Vergütung von ein paar Cent für die Bereitstellung persönlicher Daten an Google oder Facebook - das sei doch wohl kaum etwas, was Mensch-Sein

ausmachen könne.

In Frankfurt nennt Lanier einige Facetten seiner Vorstellung von Humanismus für die digitale Gesellschaft. Dazu gehört die Ablehnung von Künstlicher Intelligenz und einer «posthumanen Bewegung», die an die Unsterblichkeit durch Technik glaube. Als Beispiel nennt der Preisträger Google, das eine Organisation mit dem Ziel finanziere, «den Tod zu überwinden». Nein, er habe nichts gegen große Unternehmen, versichert Lanier und fügt hinzu, dass er zurzeit für Microsoft arbeitet - der Software-Konzern befindet sich seit Jahren in einem heftigen Clinch mit Google. Umso artiger geht Lanier mit seinen Gastgebern um, betont, wie wichtig doch das Buch sei. Deswegen schreibe auch er selbst als «Geschöpf der digitalen Kultur» Bücher - «wenn es Zeit ist, einen Blick auf das große Ganze zu werfen».

Wenn vom Internet die Rede ist, denkt die in Frankfurt zum Abschluss der Buchmesse versammelte Verlagsbranche neben Google und Facebook vor allem an Amazon und dessen E-Book-Lesegerät Kindle. Der Vorsteher des Börsenvereins des Deutschen Buchhandels, Heinrich Riethmüller, kritisiert, dass Anbieter von E-Book-Plattformen die Lesegewohnheiten ihrer Kunden analysieren, und fragt: «Wollen wir, dass der Autor das schreibt, was ankommt, oder wollen wir vielmehr, dass der Künstler das schreibt, was ihm

Anliegen ist?»

Ein besonderes Anliegen ist für Lanier das Spiel auf der Khaen. Die traditionelle Bambusflöte aus Laos hat er mehrfach auf der Buchmesse hervorgeholt, erst auf einer Pressekonferenz, dann auf einem Empfang seines Verlags. Am Sonntag überrascht er die Frankfurter Festgemeinde mit einem abschließenden Flötenspiel und erklärt dann, dass das Spiel auf den 16 Röhren der Flöten als ein Zeichen mit einer Länge von 16 Bit verstanden werden kann: «Das ist der Ursprung des Computers!» Da wirkt der korpulente Mann mit den Rastalocken gar nicht mehr unsicher wie zu Beginn seiner Rede vor ungewohntem Publikum, mit seiner Flöte ist Lanier eins.

Was bleibt nun von dieser Preisverleihung und kann weiterwirken? Lanier nimmt den Friedenspreis entgegen «im Namen der Weltgemeinschaft der digitalen Aktivisten und Idealisten, auch wenn viele von uns nicht einer Meinung sind». Zu diesen gehört dann auch Edward Snowden, der sich auf seine Art gegen inhumanen Umgang mit Daten gestellt hat. In der Paulskirche geht der Frankfurter Oberbürgermeister Peter Feldmann (SPD) darauf ein: «Edward Snowden ist für mich einer der Helden unserer Zeit.» Die vielstimmige Debatte über die Gestaltung der digitalen Zukunft und die Verfügung über unsere Daten hat gerade erst begonnen.

Sand im Getriebe der Festplatten

Jaron Lanier kritisiert den Netz-Kapitalismus. Er erhält den Friedenspreis

Als Jaron Lanier am Sonntagvormittag in die erste Reihe der Frankfurter Paulskirche eskortiert wurde, schien alle Farbe aus seinem Gesicht zu weichen. Es lag wohl nicht nur an dem seltsam steifen, aus der Zeit gefallenem Raum, sondern auch daran, dass seine Familie mit den Deutschen bisher vor allem als Mörder zu tun hatte. Die meisten seiner Angehörigen starben in Konzentrationslagern. Umso skandalöser war es, wie sowohl die Laudatoren Heinrich Riethmüller, Vorstand des Börsenvereins des Deutschen Buchhandels, als auch Martin Schulz, der Präsident des Europäischen Parlaments, sich ausgerechnet bei dieser Veranstaltung über deutsche Geschichte hinwegmogelten: Seine Familie hatte "unter der Verfolgung gegen Juden zu leiden", schönte Schulz unbekümmert als ginge es um Diskriminierung am Arbeitsplatz, aber das natürlich im edelsten Gedenk-Bass, der für solche Anlässe obligatorisch ist. So musste dann der nach Luft schnappende Lanier in seiner so brillanten wie bewegenden Rede selbst auf das wahre Ausmaß Familientragödie hinweisen. Dann erklärte er, warum ausgerechnet ein Internetkritiker wie er den Friedenspreis bekommen habe: Nicht nur weil die Ideologen des Silicon Valley mit ihrem Herrschaftsanspruch immer arroganter über viele zivilisatorische Leistungen der Menschheit trampeln und dafür noch gefeiert werden. Sondern auch, weil das Netz wie kein anderes Medium vor ihm das Zeug habe, eine Rudelmentalität zu befördern, deren extreme Folgen man im Dritten Reich erlebt habe. Die Polemik, die Lanier selbst und der Jury für ihre angeblich

rückwärtsgewandte, zukunftsfeindliche Entscheidung entgegenschlug, sprach darüber Bände.

Doch das war nur einer von vielen Punkten in Laniers Rede. In einer 40-minütigen Breitseite gelang es dem Pionier der Virtual Reality, dem Digitalforscher und bedeutendsten Kritiker der Allmachtansprüche des Silicon Valley, mehr über unsere digitale Gegenwart und Zukunft zu sagen als alle Leitartikel der letzten Jahre zusammen. Noch immer glaube er an viele Hoffnungen, die sich mit der neuen Technologie verbinden. Doch was er fürchte, sei die Tatsache, dass die digitale Revolution zu einem "fast metaphysischen Projekt" überhöht werde - "Und das, nachdem so viele Götter versagt haben."

Lanier ließ bei seiner atemlosen tour d'horizon kaum einen Aspekt aus: Er würdigte Edward Snowden, aber erinnerte das eifrig klatschende Publikum daran, dass wir übergriffige Staaten weniger zu fürchten hätten als Konzerne, deren Macht schneller wachse als die staatliche. Er zerlegte die Lebenslügen und Propagandamythen der "Sharing Economy", die in Wahrheit auf Ausbeutung und auf einem Verlust an Institutionen und Regeln beruhten, für deren Existenz die Menschheit lange gekämpft hatte. "Wenn digitales Networking auf der Zerstörung von Würde beruht, seid ihr nicht gut in Eurem Fach. Ihr betrügt!" Lanier verteidigte das gedruckte Buch und das Urheberrecht überzeugender als alle Branchenleute während der Buchmesse.

Gewidmet hatte der Preisträger seine Rede Frank Schirrmacher, der seit seinem Tod kaum je so gefehlt hatte wie

bei dieser Veranstaltung. Wie gerne hätte man die Laudatio von ihm gehört statt von Martin Schulz. Dessen Forderungen nach einem "TÜV" und "Gütesiegel" für das Netz und einem "Ethikrat" für laufende technischen Innovationen waren gut gemeint, wirkten aber unendlich weltfremd. Und überhaupt: Mach es doch!, wollte man ihm zurufen. Rätselhaft, warum der Börsenverein ausgerechnet einen EU-Bürokraten mit dieser Laudatio betraute.

Wie Schulz führte auch Riethmüller unfreiwillig vor, dass hinter der Wahl von Lanier Missverständnisse standen - und eine beunruhigende Gegenwartsferne. Günter Eich in Ehren, aber den Dichter, wie Riethmüller es tat, nach etlichen Zwecken nun auch noch gegen Auswüchse der Digitalkultur zu bemühen ("Seid unbequem, seid Sand, nicht das Öl im Getriebe der Welt!"), das wird nicht helfen. So leicht kann es sich die deutsche Kulturelite nicht machen.

Auch Lanier ist dem Pathos keineswegs abgeneigt. Er fordert nicht weniger als einen "neuen Humanismus" für das Digitalzeitalter. Aals er seine Rede, den Tränen nahe, mit dem Appell beendete "Lasst uns das Erschaffen lieben!" - gemeint war übrigens nicht die "Schöpfung", wie es in der gedruckten Übersetzung hieß - dann nahm man es ihm ab. Was er meinte, führte er selbst vor: Auf einer laotischen Khaen-Flöte piff er einige brüchige, fremde Melodien, Töne, wie man sie nie gehört hatte: ein kleines Beispiel für die Sorte menschlicher Kreativität, die immer mehr sein wird als ein Satz Daten.

JÖRG HÄNTZSCHEL

Abbildung:

Jaron Lanier, der Informatiker, der die digitale Welt kritisiert. Foto: Regina Schmeken

Urheberinformation:

DiZdigital: Alle Rechte vorbehalten - Süddeutsche Zeitung GmbH, München

Autor: Mara Delius
Seite: 25
Ressort: KULTUR

Quellrubrik: KULTUR
Ausgabe: Allgemeine Ausgabe
Nummer: 237

"Technologie ist eine Religion geworden"

Jaron Lanier erhält den Friedenspreis des Deutschen Buchhandels. Ein Gespräch über Unsterblichkeitsphantasien im Silicon Valley und den Computerkult

Mara Delius

Jaron Lanier gilt als der einflussreichste kritische Denker des Digitalzeitalters. Der Informatiker, Komponist und Maler, 1960 als Sohn jüdischer Emigranten in New York geboren, hat den Begriff der virtuellen Realität geprägt und mit seinen Thesen zur Individualität in einer von Algorithmen bestimmten Informationsgesellschaft vor unwiederbringlicher Abhängigkeit von Technologien gewarnt. In deutscher Übersetzung erschienen zuletzt "Gadget. Warum die Zukunft uns noch braucht" (Suhrkamp, 2010) und "Wem gehört die Zukunft? Du bist nicht der Kunde der Internetkonzerne. Du bist ihr Produkt" (Hoffmann und Campe, 2014). Am Sonntag wird Lanier der Friedenspreis des Deutschen Buchhandels verliehen. Kolossal, mit majestätisch fallenden dunkelblonden Dreadlocks sitzt Jaron Lanier wie ein übermüdetes Fabelwesen in einem barocken Sessel vor einer Bücherwand im Frankfurter Hof. In Berkeley, wo er wohnt, ist es neun Stunden früher, ungefähr vier Uhr morgens, vor wenigen Tagen hat er ein langes Konzert mit Philip Glass gegeben. Wenn Lanier spricht, blickt er aus hellen, ruhigen Augen, die sich auch dann nicht verändern, wenn er, alle fünf oder sechs Minuten, ein hohes, schrilles Lachen lacht.

Die Welt:

Herr Lanier, ich möchte unser Gespräch mit meinem iPhone aufzeichnen. Stört Sie das?

Jaron Lanier:

Ach, dagegen habe ich nichts. Sie werden ja nicht etwa anfangen wollen, mich zu filmen, oder? Wahrscheinlich hätte ich auch damit kein Problem, aber es gibt so viele schlecht gemachte, trashhafte Videos, die auf einmal als journalistische Beiträge durchgehen. Manchmal denke ich, die traditionellen Medien schwächen sich selbst durch diesen Materialüberfluss online. Gibt es nicht

auch auf einmal sehr viel mehr schlechte, nachlässig geschriebene Texte online?

Sie klingen resigniert.

Nagut. Wahrscheinlich sollten wir in diesem Überfluss auch eine positive Entwicklung sehen. Vielleicht müssen unsere Medien, wenn sie demokratisch sein wollen, heute einfach aussehen.

Lassen Sie uns über den Ursprung Ihrer Skepsis sprechen. Was haben Sie gegen Algorithmen?

Sie müssen sich kurz in die Zeit der Fünfziger, Sechziger und Siebziger zurückversetzen. Ganz entscheidend: Es gab damals diese Gier, ein beinahe kultartig verfolgtes Bedürfnis, künstliche Intelligenz zu erschaffen. Das Problem an der Sache war nur: wir Informatiker haben es nie wirklich hinbekommen. Stattdessen haben wir Big Data bekommen. Vergessen Sie nicht: Ein Computer ist niemals an und für sich da; man braucht immer Menschen, um Maschinen zum Laufen zu bringen. Wer aber dem Kult des Computers huldigt, blendet sie aus: ihre Rechte und ihre ökonomischen Bedürfnisse - man beginnt zu glauben, dass es eine magische Kraft in der Technologie gebe, deren einziges denkendes Gegenüber die "crowd" ist, ob sie nun in Facebook, Google oder Wikipedia ihren Ausdruck findet. Klar: sie haben alle ihren Nutzen und ihre Berechtigung, aber in der Idee der "crowd" steckt auch eine Vermeidungsstrategie - man muss sich nicht mehr damit auseinandersetzen, dass wirkliche Leute wirkliche Arbeit leisten. Es ist ein ökonomisches System, das demokratisch aussieht, es aber nicht ist. Wenn Sie mich fragen, was mich stört, dann das: die Hingabe an eine angeblich weise denkende "crowd". Ich glaube übrigens, der tiefere Grund dahinter ist der, dass jeder unsterblich sein will.

Wie meinen Sie das?

Es gibt eine neue Religion im Silicon

Valley: Sie besagt, wenn unsere Technologie nur fortschrittlich genug ist, bringt sie uns auch Unsterblichkeit. Das ist gar nicht ein Nischenphänomen, das von einer Handvoll durchgeknallter Freaks verkörpert wird, sondern wirklich im Mainstream sichtbar: im Verlangen nach beständiger Selbstoptimierung oder auch in Googles verstärktes Investieren in Firmen, die an Lebensverlängerungsmaßnahmen arbeiten. Im Silicon Valley wird Computertechnologie wie eine Religion behandelt - es ist fast wie in der Katholischen Kirche; es gibt eigene Rituale, Bischöfe und, natürlich, Inquisitionen. Diese Haltung ist genauso menschlich wie altertümlich.

Erklären Sie, wie diese Religiosität ausgerechnet zwischen der Rationalität von Computern entstehen konnte. Und wieso ist sie für Sie katholisch besetzt und nicht protestantisch oder anglikanisch?

Für diese Art von Religiosität gibt es einen ganz speziellen Grund und der liegt in der Lebensgeschichte von Alan Turing, in der Geschichte, wie er als homosexueller Computerpionier den Enigma-Code knackte und gefoltert wurde und sich schließlich umbrachte. Turing hat das intellektuelle Konzept von künstlicher Intelligenz erfunden. Er hat, denke ich, versucht, eine Welt zu erschaffen, die jenseits der Probleme von Identität, Sexualität, Beurteiltwerden durch Andere liegt. Er wollte eine reine, eine platonische Art des Seins schaffen. Wenn man seine Aufzeichnungen liest, versteht man den kulturphilosophischen Hintergrund von künstlicher Intelligenz.

Sie sind selbst aktiver Teil der Szene, die sie kritisieren. Sie arbeiten an verschiedenen Forschungsprojekten und beraten Firmen im Silicon Valley. Wann wurden Sie zum Skeptiker und wodurch?

Das ist schwer zu sagen. Marvin Minsky war mit seinen verhaltenspsychologi-

schen Überlegungen zu künstlicher Intelligenz sicher mein wichtigster Mentor. Irgendwann wurde aber auch Douglas Engelbart, der unter anderem die Maus erfunden hat, immer prägender für mich. Er immer betont, dass es Unsinn wäre, Computer einfach nur um ihrer selbst willen zu verbessern und dass man den Menschen im Blick behalten muss.

Warum sind Ihnen Computer so wichtig geworden, so nah?

Ach, sind mir Computer wirklich nah? Ich glaube nicht. Bei mir zu Hause in Berkeley ist gar nicht so viel Computerkram, vor allem stehen da mehr als zweihundert Instrumente. Eine Regel, die sich im Silicon Valley immer wieder bestätigt: Je mehr jemand die Welt der Computer geprägt hat, desto weniger hat er selbst zu Hause. Steve Jobs hatte einen einzigen Computer auf seinem Tisch, das war's. Technologie ist am besten, wenn man sie sparsam verwendet. Wie ein homoöpatisches Mittel. Aber natürlich haben Sie recht: Ich liebe Computer, ja.

Wann begann diese Liebe - waren Sie ein nerdhaftes Kind?

Ich schreibe gerade an einem Buch, das zum Teil auch eine Autobiographie ist. Ich will Ihnen jetzt nicht zu viel verraten! Aber ich bin in New Mexico aufgewachsen, nahe der White Sands Missile Range, eine der größten militärischen Testanlagen des Landes, irgendwie hat mich das geprägt. Und die Teleskope meines Vaters.

Frankfurt und die Welt der Bücher sind ziemlich weit weg vom Silicon Valley. Wenn Sie aus dieser Entfer-

nung überlegen: Welches Thema wird dort die nahe Zukunft bestimmen? Datenschutz, Privatsphäre, Google, Selbstoptimierung?

Schwierige Frage - der ganze Komplex ist ein emotionales Thema, gerade die Frage nach Datenschutz und was es eigentlich heute heißt, dass etwas "privat" oder "persönlich" ist. Für mich ist das alles eng verbunden, NSA, Big Data, Algorithmen.

Sie verbinden verschiedene Fragen zu einem moralischen Argument.

Sicher. Ich hoffe zumindest, dass unsere Diskussion eine moralische ist! Computerfirmen können heute Gesellschaften definieren. Ich finde das problematisch. Auch wenn ich sie mag, das sind ja alles meine Freunde. Computerfirmen sind an und für sich nicht die Bösen.

Wie würden Sie sich selbst beschreiben - als Kritiker, Beobachter oder, wie manche Sie sehen, gerade in Deutschland, warnender Messias?

Gute Frage. Ich bin kein Kulturkritiker oder Internettheoretiker, ich bin einfach ein mitdenkender Praktiker. Ich habe ja viele der Entwicklungen mit angestoßen, die ich jetzt kritisiere. Lange Zeit dachte ich zum Beispiel, es sei für alle gut, Musik frei zugänglich zu machen. Das war es dann aber nicht. Ich ändere meine Meinung eben, wenn es Grund dazu gibt, ich glaube, das ist auch gut so. Ich sehe mich auch gar nicht als Teil einer Szene oder kritischen Bewegung. Ich bin einfach ein Informatiker, der auch schreibt.

Ihr letztes Buch, "Wem gehört die Zukunft", haben Sie Ihrer Tochter

gewidmet und, wie Sie schreiben, "denen, mit denen sie aufwachsen wird". Wie ist das gemeint - sorgen Sie sich um die jüngere Generation der "digital natives"?

Natürlich mache ich mir Gedanken um die nächste Generation - das macht doch jeder, anders würde die Menschheit ja kaum überleben. Aber ich bin nicht onkelhaft besorgt um die Jugend von heute. Auch glaube ich nicht, dass die digitale Kluft zwischen den Generationen so groß ist, wie es heißt. Worüber ich mir viel mehr Gedanken mache, ist die Ökonomie des Teilens, in der Kinder inzwischen großwerden. Sie erwarten nichts mehr, keine Sicherheiten, sondern nur noch Sonderangebote. Manchmal erinnert mich das Leben heute an Szenen wie von H.G. Wells. Es gibt zwei Klassen: die einen schaffen Sonderangebote des Sharing und verdienen dabei Millionen, die anderen müssen auf über diese Sharingdienste angebotenen Sofas schlafen.

Wir sitzen hier ziemlich alteuropäisch zwischen Büchern, um uns herum sind Autoren, Verleger, Buchhändler. Was bedeutet Ihnen der Preis, der Ihnen am Sonntag verliehen wird?

Uff. Ich weiß nicht, was ich jetzt antworten soll. Es ist eine Überraschung. Und natürlich großartig. Meine Kollegen aus der Computerwelt haben nicht ganz verstanden, was das eigentlich bedeutet, aber meine Autorenfreunde waren alle begeistert.

Fotograf: JEFFERY A. SALTER/NYT/Redux/laif
Abbildung: Jaron Lanier ist Internet-Pionier, Informatiker und Künstler in Personalunion
Fotograf: laif/JEFFERY A. SALTER/NYT/Redux
Urheberinformation: © Axel Springer SE

Seite: 31
 Ressort: Rhein-Main-Zeitung

Seitentitel: Frankfurt
 Nummer: 237

Der gemeinsame Feind heißt Amazon

Der Friedenspreisträger wirkt wie ein Exot - in Aussehen und Profession. Jaron Lanier trägt Rastalocken und ist Informatiker. Doch seine Analyse von Big Data zeugt von Klugheit und Weitsicht.

Von Hans Riebsamen

Solche Leute bringt vermutlich nur Amerika hervor. Ob ein Mann von gewaltigem Leibesumfang, dessen Rastalocken weit über die Schultern fallen, ob ein solcher Freak, der gestern zu seiner Preisverleihung in der Paulskirche in einem schlabbrigen T-Shirt unter einer eher formlosen schwarzen Jacke erschien, es in Europa zum Meisterdenker des Digital-Zeitalters gebracht hätte, muss man bezweifeln. Jaron Lanier, der diesjährige Träger des Friedenspreises des Deutschen Buchhandels, ist ein typisches Kind des Silicon Valley.

Doch Lanier hat die Phase, da er in grenzenlosem Technikoptimismus an der neuen Computerwelt mitwirkte, hinter sich gelassen. Längst ist er einer der scharfsinnigsten Kritiker von Big Data geworden. In seiner Dankesrede in der Paulskirche sprach er von der beiläufigen Massenspionage, bei der die Internetkonzerne ihre Kunden aushorchen und deren Daten missbrauchen. Die Herren über die digitalen Netze bezeichnete er als eine neue Klasse ultra-elitärer, extrem reicher und unberührbarer Technologen. Lanier geißelte das Rudelverhalten vieler Internetnutzer, das den Frieden gefährde, weil es aus Individuen ein Wolfsrudel mache. Er warnte vor dem Verlust der Privatheit und der Zerstörung erprobter Wirtschaftsformen, durch die Beschäftigte und Bürger Schutzrechte verlören.

Früher sind meistens anerkannte Schriftsteller wie Hermann Hesse, Max Frisch oder der eben verstorbene Siegfried Lenz mit dem Friedenspreis ausgezeichnet worden. Als die Jury 2008 mit Anselm Kiefer einen Maler zum Preisträger bestimmte, sahen einige Kritiker das als Traditionsbruch an. Dass in diesem Jahr ein Informatiker auserwählt

wurde, erscheint noch ungewöhnlicher. Die Wahl Laniers, so sagte denn auch Heinrich Riethmüller, der Vorsteher des Börsenvereins des Deutschen Buchhandels, hebe sich von den bisherigen Entscheidungen ab - und finde sich doch in ihnen wieder. Denn der Amerikaner sei ein überzeugender Denker einer Zukunft, in welcher der Mensch seine Einzigartigkeit behalte.

Der tiefste Grund, warum Lanier vom Buchhandel in den Olymp erhoben wurde, dürfte darin liegen, dass der Preisträger gegen denselben Feind kämpft wie die Verleger und Buchhändler: gegen die Internetkonzerne und insbesondere gegen Amazon. Dieser elektronische Riese, der den Buchhandel in den vergangenen Jahren aufgerollt hat, strebt nicht nur unverhohlen ein Monopol an. Amazon möchte auch auf längere Sicht die gedruckten Bücher zugunsten elektronischer Bücher abschaffen, wobei der Konzern die Rolle der klassischen Verlage zu übernehmen gedenkt.

In seiner Rede hat Lanier, Autor von Büchern wie "Wem gehört die Zukunft" oder "Gadget. Warum die Zukunft uns noch braucht", dann eine Lanze für das Buch gebrochen. Im Internet gebe es ebenso viele Kommentare über das Internet wie Pornographie und Katzenfotos, konstatierte er. Aber in Wirklichkeit könnten nur Medien außerhalb des Internets, vor allem Bücher, dessen Perspektiven aufzeigen.

Zumindest den zum Festakt erschienenen Schriftstellern, Verlegern und Kulturpolitikern - vom Bestsellerautor Daniel Kehlmann über Hanser-Chef Jo Lendle bis zur Kulturstatsministerin Monika Grütters - dürfte eine Metamorphose in der Buchkultur ebenso unheimlich sein wie dem Preisträger, der diese

so beschrieb: "Plötzlich müssen wir es uns gefallen lassen, überwacht zu werden, um ein E-Book zu lesen!" Laniers anschließende rhetorische Frage: "Was ist besser für ein Buch, ein Spionagegerät zu sein oder Asche?", quittierte der Saal mit spontanem Beifall.

Der Preisträger Lanier, wiewohl er nach seiner Entdeckung durch Frank Schirrmacher vor einem Jahrzehnt regelmäßig im Feuilleton der F.A.Z. publiziert, scheint den hiesigen Politikern und Verbandsobere noch etwas unvertraut zu sein. Seinen Namen sprachen sie in der Paulskirche in zwei unterschiedlichen Versionen aus. Während Börsenverein-Vorsteher Riethmüller und Frankfurts Oberbürgermeister Peter Feldmann immer amerikanisch "Länier" sagten mit der Betonung auf dem "ä", entschied sich der Präsident des Europaparlaments, Martin Schulz, in seiner Laudation für die französische Variante "Länie" mit der Betonung auf dem "e". Schulz zitierte den Preisträger mit dessen Warnung: "Da das Web die alten Medien vernichtet, stehen wir vor einer Situation, in der die Kultur tatsächlich ihr eigenes Saatgut aufzehrt." Schulz' Credo lautete: Das Sammeln und die Kontrolle aller Daten sei in einer freiheitlichen und selbstbestimmten Gesellschaft systemwidrig: "Nicht alles, was technisch möglich ist, darf erlaubt sein. Nicht alles, was effizienter ist, ist besser." Noch knapper und persönlicher formulierte Oberbürgermeister Feldmann seine Botschaft: "Ich will nicht von der NSA ausspioniert werden." Und: "Edward Snowden ist für mich einer der Helden unserer Zeit." Dem Beifall war zu entnehmen, dass er damit den Besuchern in der Paulskirche aus dem Herz gesprochen hatte.

Abbildung: Gewichtiger Mahner: Jaron Lanier erhält den Friedenspreis von Heinrich Riethmüller, dem Vorsteher des Börsenvereins des Deutschen Buchhandels.

Abbildung: Foto Wonge Bergmann

Seite: 019
 Ressort: KULTUR

Quellrubrik: KULTUR
 Nummer: 22193

Jede neue App macht ein bisschen unfreier

Die Verleihung des Friedenspreis des Deutschen Buchhandels an Jaron Lanier

Als die ARD ihre Live-Übertragung von der Friedenspreisverleihung aus der Frankfurter Paulskirche schon beendet hat, beglückt Jaron Lanier das geladene Publikum vor Ort noch mit einer kleinen musikalischen Einlage. Er spielt auf der Khaen, einem laotischen Holzblasinstrument, mit dem Lanier auch die Tage zuvor auf der Buchmesse seine Auftritte abschließend garniert hatte.

Das wirkt skurril, so wie überhaupt die Erscheinung Laniers aus dem Rahmen dieser Feierstunde mitsamt ihrer Kleiderordnung fällt: die langen Dreadlocks, die blaue Brille mit den gelben Bügeln, das blaue Amulett, das schwer auf Laniers schwarzen T-Shirt liegt und ihm Krawatte oder Fliege ersetzt. Aber natürlich will Lanier mit der Khaen nicht nur demonstrieren, dass er alte Musikinstrumente aus aller Welt sammelt und auch zu spielen beherrscht, sondern dass es lohnt, Altes zu bewahren und wertzuschätzen, gerade im Angesicht des Neuen, der digitalen Technologien, die die modernen Gesellschaften so grundlegend und allumfassend verändern.

"Der Anspruch, dass alte Vorrechte über Bord geworfen werden müssen - etwa Datenschutz oder die Errungenschaften der Arbeiterbewegung -, um neuer technologischer Effizienz Platz zu machen, ist grotesk", sagt Lanier dann auch in seiner Dankesrede für den Friedenspreis des Deutschen Buchhandels. Oder: "Ständig werden wir mit den Gegensätzen von Alt und Neu konfrontiert, ständig müssen wir uns entscheiden. Doch diese Entscheidungen sind falsche Entscheidungen! Die einzig ethische Option ist die Synthese aus dem Besten der prädigitalen und der digitalen Systeme."

Es sind Sätze, die sich problemlos unterschreiben lassen, wie so manches aus dieser Rede, die Lanier an diesem Sonntagmorgen nach der Laudatio des Europa-Parlamentspräsidenten Martin Schulz und einem Grußwort von Börsenvereinsvorsteher Heinrich Riethmüller hält. Mit seiner Dankesrede erweist

Lanier sich einmal mehr als Internetkritiker genauso wie als Immer-noch-Anhänger der neuen Technologien, als durchaus treuer "digitaler Aktivist". Zum Beispiel spricht er davon, "entzückt" von der Idee zu sein, "eines Tages könnte es Bücher geben, die sich mit virtuellen Welten synchronisieren". Und er glaubt, dass "digitaler Kulturoptimismus" mitunter durchaus angebracht sei - nicht zuletzt hat Lanier im Moment eine Forschungsstelle bei Microsoft inne.

Seine Technogläubigkeit hatte gerade nach der Bekanntgabe des Friedenspreises an ihn für Kritik gesorgt. Hier würde ein Computerentwickler ausgezeichnet, schrieb Florian Cramer im "Merkur", der "Zeit seines Lebens versucht hat, Computer und digitale Medien von der Dominanz der geschriebenen Sprache zu befreien"; andere Vorwürfe lauteten, Lanier würde für viele digitale Problemfelder auch nur technische Lösungen anbieten wollen, er sei alles andere als ein scharfer Kritiker des digitalen Kapitalismus.

Trotzdem darf man den Friedenspreis an Lanier als "politisches Signal" verstehen, wie es der im Juni verstorbene "FAZ"-Herausgeber und von Lanier auch erwähnte ("er wird uns schrecklich fehlen") Frank Schirrmacher getan hat: an jemand, der im Silicon Valley quasi groß geworden ist. Der aber eben nicht mehr nur beglückt, sondern höchst skeptisch in die digitalen Räume blickt. Und "der Zeugnis ablegt über die Zeit, in der wir leben", wie es Riethmüller als eine der Voraussetzungen für einen Friedenspreisträger nennt, "der Inhumanes aufzeigt".

Genau das macht der 1960 als Kind von zwei Holocaust-Überlebenden in New York geborene Lanier in einigen Passagen seiner Rede, die ein Exzerpt seines Buches "Wem gehört die Zukunft?" ist. Er ist Analytiker und Mahner zugleich. Manches drückt Lanier auch in Frankfurt etwas verschwurbelt aus, manchmal wirkt es, als würde er vor allem nur

mit Seinesgleichen debattieren, als käme er aus seinem digitalen Gefängnis nicht raus. Zum Beispiel schlägt er vor, Computer so behandeln, "als wären sie weniger-als-menschlich". Oder, dass die Cyber-Technologen wenigstens so tun sollten, "als würden sie an die menschliche Besonderheit glauben, nur um zu sehen, wie es sich anfühlt." Diese "neue Art von Humanismus", der sich Lanier verpflichtet fühlt, wirkt etwas weichgezeichnet - oder ist einfach nur schlicht, wenn er die Besonderheit des Menschen betont, dass "Menschen mehr als Maschinen und Algorithmen" seien. Aber seine Kritik an "Big Data", an Datensammlern wie Google oder Facebook und ihrer nicht nur ökonomischen, sondern ihrer gleichsam Politik, Gesellschaft und Kultur verändernden Macht ist frappant und luzide. Auch sein Humanismus konturiert sich da schärfer: "Dem Traum einer maschinenzentrierten Zukunft zuliebe müssen die echten Menschen anonymisiert und vergessen werden. Dieser Trend lässt die Bedeutung von Urheberschaft schrumpfen, doch über kurz oder lang schrumpft auch die Wirtschaft im Ganzen, während die Entwicklung nur die reich macht, denen die größten Spionagecomputer gehören."

Jeder zunächst positive Netzwerkeffekt, jede tolle App macht gleichzeitig auch ein bisschen unfreier, so Lanier weiter - und "plötzlich müssen wir uns gefallen lassen, überwacht zu werden, um ein E-Book zu lesen! Auf was für einen eigentümlichen Handel haben wir uns da eingelassen!" Mit solchen Ausrufen ist Jaron Lanier natürlich hier genau richtig, beim unermüdlich den Online-Buchhändler Amazon und dessen Monopolstreben kritisierenden Börsenverein und seiner Preisverleihung - und da versteht am Ende jeder sein Spielen auf der Khaen als stellvertretend für das Schreiben und Lesen eines Buches, eines gedruckten Buches wohl gemerkt. Analog ist super! Gerrit Bartels

Autor: Uwe Justus Wenzel
Seite: 51

Ressort: Feuilleton
Nummer: 236

Ein humanistischer Softie

Jaron Lanier, der diesjährige Träger des Friedenspreises des Deutschen Buchhandels

Zum ersten Mal wird ein Computerfreak mit dem Friedenspreis des Deutschen Buchhandels geehrt: der Amerikaner Jaron Lanier, ein Veteran der «Virtual Reality», Musiker, Buchautor und Freund der Tintenfische, der aber die Datenkraken im Internet nicht mag.

Die Verleihung des Friedenspreises des Deutschen Buchhandels setzt alljährlich den zeremoniellen Schlusspunkt der Frankfurter Buchmesse. Mit der Auszeichnung wird - so sagt es die Satzung - jeweils «eine Persönlichkeit» geehrt, «die in hervorragendem Masse vornehmlich durch ihre Tätigkeit auf den Gebieten der Literatur, Wissenschaft und Kunst zur Verwirklichung des Friedensgedankens beigetragen hat». Da der Friedensgedanke ein Gedanke mit grossem Fassungsvermögen ist, stösst nicht jede Kür eines Preisträgers auf einhellige Zustimmung. Als bekanntgegeben wurde, in diesem Jahr sei Jaron Lanier ebenjene Persönlichkeit, die den Frieden tatkräftig und preiswürdig befördere, rauschte es im deutschsprachigen Blätterwald überwiegend wohlwollend, in manchen elektronischen Kanälen aber surrte es warnend.

Ein Vexierbild?

Die einen unterstrichen die Erklärung des Stiftungsrates, der Börsenverein des Deutschen Buchhandels ehre mit dem Friedenspreis «einen Pionier der digitalen Welt», der erkannt habe, welche Risiken diese Welt «für die freie Lebensgestaltung eines jeden Menschen birgt». In der Begründung wird das neueste Buch Laniers, «Who owns the future?», das vor einigen Monaten in deutscher Übersetzung (bei Hoffmann und Campe) erschienen ist, als «Appell» gepriesen - als Mahnruf, «wachsam gegenüber Unfreiheit, Missbrauch und Überwachung zu sein und der digitalen Welt Strukturen vorzugeben, die die Rechte des Individuums beachten und die demokratische Teilhabe aller fördern». Die anderen, die kritischen Stimmen hingegen sahen und sehen in der Dekoration des amerikanischen Informatikers, Musikers, Unternehmers und Autors mindestens ein Missverständnis, wenn nicht gar eine - mit dem Friedensgedanken wohl nicht ohne weiteres vereinbare - «Kriegserklärung»; eine

«Kampfansage» des Näheren an die Anhänger der Schwarmintelligenz und die Open-Source-Bewegung sowie fleissige Wikipedianer, gerade an jene also, die das Internet doch augenscheinlich auf ihre Weise zu freier Lebensgestaltung und demokratischer Teilhabe nutzen.

Wie nun das? Ist Jaron Lanier so etwas wie ein Vexierbild, in dem die einen dies und die anderen gerade das Gegenteil erkennen? - Das Bild, das man sich von ihm machen kann, kippt weniger leicht, wenn gleichermaßen berücksichtigt wird, dass Lanier sowohl die mächtigen Datenkraken wie Facebook und Google beargwöhnt als auch die anonymen Kollektive, die sich im Sektor der kooperativen Software-Tüftelei oder in der Sphäre der enzyklopädischen Wissensakkumulation tummeln. Beides tut Lanier als eingefleischter Individualist, den ökonomische und politische Machtballungen ebenso sehr stören wie nivellierende und anonyme Vergemeinschaftungen, für die er die Schimpfwörter «digitaler Maoismus» und «kybernetischer Totalitarismus» in Umlauf gebracht hat.

Beseelt scheint der Sammler ausgefallener Musikinstrumente von einer Art Genieästhetik zu sein: Kreativität könne nur dort zum Durchbruch kommen, wo Einzelne genügend Spielraum zur freien Entfaltung hätten und wo deren individuelle Handschriften auch bei Kooperationsprojekten erkennbar blieben. Wo dies - wie bei Wikipedia - nicht der Fall sei, so Lanier, gewannen ein steriler Schreibstil und innovationsfeindliche Mainstream-Auffassungen die Oberhand. Seine doppelte polemische Pointe gegen die Freunde der freien und Open-Source-Software, die er freilich nicht in toto verdammt, hat er wiederholt formuliert: Sie seien offenbar nicht so kreativ gewesen, dass sie das iPhone erfunden hätten; und sie hätten in ihrer Freigebigkeit letztlich den Datenkraken zugear-

beitet. «Aus Linux folgt immer Google», schreibt Lanier in seinem neuem Buch.

Diese Kraken, die als Sieger aus einem «Alles-oder-nichts-Wettbewerb» hervorgegangen seien, heissen bei Lanier «Sirenen-server». Wer dem Ruf der Sirenen folgt, überlässt ihnen Daten, die geldwert sind, aber von denen bis anhin nicht versilbert werden können, auf die sie zurückgehen. Darum möchte Lanier die gewöhnlichen Netznutzer mit einem Recht ausstatten, das sich rechnen soll: Alle Daten, die sich aus dem, was einer im Netz tut, gewinnen lassen, gehörten dann ihm und dürften nur gegen ein Entgelt (eine automatisch erfolgende «Nanozahlung») weiterverwendet werden. Google müsste also an diejenigen etwas zahlen, die seine Suchmaschine und sonstigen Dienste in Anspruch nehmen, weil das Unternehmen deren Eigentum - deren individuelle Daten - zu Geld, sprich Werbeeinnahmen, macht. Ob Sirenen-server, die übermächtigen Knoten im Netz der Netze, auf diese Weise an Einfluss verlören, steht dahin. Konzerne zerschlagen möchte Lanier, der für Microsoft Research tätig ist, gewiss nicht; der Computerfreak, der er geblieben ist, scheint aber - ernüchtert, doch noch immer zukunftsfröh - auf eine Umverteilung der Macht im Internet zu hoffen. Er hofft mithin darauf, dass Menschen ihr Schicksal selbst in die Hand nehmen, und zwar in eine unternehmerische Hand, die in der besten aller schönen neuen Welten zur kreativen Hand wie die linke zur rechten gehörte.

Der Preis einer solchen «humanistischen Informationsökonomie» wäre, wie Jaron Lanier freimütig zugibt, dass «die Wirtschaft allgegenwärtig» sein würde - und beim Produzieren und Konsumieren im Netz ständig «ein kleiner Ticker» mitliefere, der den eingespielten Wert anzeigte. Das enervierte den «humanistischen Softie», als den er sich charak-

terisiert, zwar, aber er sieht keine andere Alternative zur Fütterung der Sirenen-server - leider auch nicht die doch eigentlich naheliegende einer Informationsökologie, die für eine radikale Verringerung der digitalen Fussabdrücke sorgen könnte. Für den Fall, dass der-einst alle Menschen nolens volens als Datenhändler in eigener Sache ihr Netz-dasein fristen, hält Laniers nicht sehr konturenscharfer Humanismus noch eine weitere Hoffnung bereit. Der Autor spricht von der dannzumal auf uns zukommenden «spirituellen Herausforderung [. . .], nicht den Kontakt zu jenem Kern des Erlebens zu verlieren, der nicht in die digitalisierbaren Aspekte der Realität passt».

Das mutet ein wenig ulkig an, schließlich gilt Lanier als einer der Protagonisten der «Virtual Reality». Indes will er, was sich mit Datenhelm, Datenbrille und Datenhandschuh ziemlich umständlich bewerkstelligen lässt - oder liesse -,

als Bewusstseinsweiterung und Steigerung des Vermögens verstanden wissen, sich in der Welt einfühlend zu beheimaten. «Transhumanistische» Hirngespinnste eines Lebens jenseits der fleischlichen Existenz - ins Netz hochgeladene Hirninhalte - sind Laniers Sache nicht. In derlei Erlösungssehnsüchten erkennt er eine Spielart des «kybernetischen Totalitarismus». Er möchte anscheinend gern sinnlich in Raum und Zeit weiterleben. Aber auch Jaron Lanier wird von einer fabelhaften Vision heimgesucht, die einen «transhumanen» Aspekt hat - oder soll man sagen, einen «subhumanen»? Am Ende seines vor vier Jahren publizierten Buches «You Are Not a Gadget» (deutsch bei Suhrkamp) tauchen die Kopffüßer auf, namentlich Kraken, Kalmare und Tintenfische. Sie scheinen das zu verkörpern, was ihm «virtuelle Realität» bedeutet.

Ironie der Geschichte?

Die Fähigkeit dieser Wesen, ihre Gestalt und Farbe zu verändern und sich an wechselnde Umgebungen anzupassen, assoziiert er mit der Idee einer «postsymbolischen Kommunikation» unter Menschen, die offenbar etwas anderes sein soll als nur Mimik und Gestik, die das Sprechen begleiten: ein direkter, «fliessend-konkreter» Austausch, der durch keine Symbole vermittelt wäre. Dass der Börsenverein des Deutschen Buchhandels ausgerechnet einem Kopffüßer, der die gesprochene und geschriebene Sprache hinter sich lassen möchte, den Friedenslorbeer aufs Haupt setzt, entbehre, wie einer der Kritiker schreibt, nicht der Ironie (www.merkur-blog.de/author/florian-cramer). - In der Tat. Doch wer weiss schon, was das Wort «Buch» in zehn, zwanzig Jahren bedeuten wird?

Seite: 11
Ressort: B-AS

Quellrubrik: Feuilleton
Ausgabe: Augsburger Allgemeine Augsburg

Das Buch, nicht das Internet, zeigt neue Perspektiven auf

Friedenspreis Der Pionier und Kritiker des weltweiten Netzes wurde in Frankfurt ausgezeichnet

Von Birgit Müller-Bardorff

Frankfurt Jaron Lanier ist ein Koloss von Mensch. Wenn der Blick nicht an seinen bis zur Hüfte hinabhängenden Dreadlocks und dem Gesicht mit dem struppigen Bart hängen bleibt, fällt er schnell auf einen mächtigen Bauch, über dem Lanier kaum die Hände falten kann. Die Behäbigkeit seiner Körperfülle tritt schnell in den Hintergrund, wenn Jaron Lanier zu sprechen beginnt - mit einer Geschwindigkeit, die höchste Konzentration fordert, mit wachen und blitzenden Augen, die seine ausladenden Handbewegungen unterstreichen. Wo Jaron Lanier auftaucht, ist ihm die Aufmerksamkeit der Menschen sicher, nicht nur, was die Äußerlichkeiten betrifft.

Der Amerikaner gilt als Universalgenie. Er ist Informatiker, Komponist, Musiker, Universitätsprofessor und Buchautor. Er ist Internet-Pionier, Erfinder des Begriffs der "virtuellen Realität" und war als Unternehmer und Wissenschaftler an vielen digitalen Entwicklungen beteiligt. Dies ist jedoch nur die eine Seite eines der führenden Repräsentanten der digitalen Welt. Die andere Seite, die eine radikale kritische Sichtweise auf die digitale Welt offenbart, zeichnete gestern der Börsenverein des Buchhandels in der Frankfurter Paulskirche mit dem diesjährigen Friedenspreis aus (25 000 Euro).

Seit der Jahrtausendwende schon warnt Jaron Lanier vor den vielfältigen Gefahren des weltweiten Netzes, das er mitge-

schaffen hat. Er kritisiert den digitalen Kapitalismus, bei dem die großen Internetfirmen Google, Amazon und Facebook mithilfe der Daten ihrer Nutzer immensen Reichtum anhäufen. Er warnt vor der Sammelwut großer "Sirensen-server", wie er sie nennt, auf denen Monopolisten und Geheimdienste die Daten der Welt zusammentragen, aber mit all diesen Informationen weder die Finanzkrise noch das Vordringen des IS verhindern konnten. Auch wendet sich Lanier gegen die unsozialen Folgen digitalen Fortschritts, wenn etwa Krankenversicherungen nicht mehr möglichst viele Menschen versichern wollen, sondern nur noch wenige mit geringem Krankheitsrisiko.

Dennoch bedeutet Jaron Laniers heutige Kritik keine generelle Skepsis oder generelle Abneigung der digitalen Welt. Technologiefurchung und Kulturpessimismus sind ihm, der zurzeit für die Forschungsabteilung von Microsoft arbeitet, fremd. Vielmehr sieht er sich als digitalen Idealisten. "Ich habe immer noch größere Freude an Technologie, als ich ausdrücken kann. Die virtuelle Realität kann Spaß machen und wunderschön sein", stellte er gestern bei seiner Rede in der Paulskirche klar.

Nicht nur, wenn er als Sammler seltener Instrumente via Skype musizieren kann mit Gleichgesinnten in aller Welt - auch bei ökologischen oder medizinischen Fortschritten sei die virtuelle Realität von hohem Nutzen.

Trotzdem dürfe das Internet nicht zur

einzigsten Kommunikationsplattform werden, um einen Blick auf "das große Ganze" zu werfen. "Im Internet gibt es ebenso viele Kommentare über das Internet wie Pornografie und Katzenfotos, aber in Wirklichkeit können nur Medien außerhalb des Internets, besonders Bücher, Perspektiven aufzeigen", sagt Lanier - und dürfte damit dem Stifter des Preises eine große Freude gemacht haben.

Worum es ihm geht, ist die Abkehr vom quasireligiösen Glauben an jene Allmacht von Maschinen und Algorithmen, die den Menschen seiner Individualität und schöpferischen Kraft beraubt. "Wenn wir den Fantasien von künstlicher Intelligenz widerstehen, können wir zur neuen Formulierung einer alten Idee kommen, die in der Vergangenheit viele Formen hatte: Humanismus." Ohne Menschen seien auch Computer nur "Raumwärmer, die Muster zeigen", macht Lanier deutlich.

So komplex - und jeden Geschwindigkeitsrekord von Preisreden brechend - Jaron Lanier in der Paulskirche eine Dreiviertelstunde die Ambivalenz und die Gefährlichkeit der "Schönen neuen Welt" dargestellt hatte, so eindringlich gelang ihm der Schluss seiner Rede. Er widmete sie seinem Vater, der vor kurzem gestorben war, und erzählte, wie ihm dies vor Augen geführt habe, dass Tod und Verlust unüberwindbar seien, trotz digitaler Realität.

Abbildung: Jaron Lanier bläst in der Frankfurter Paulskirche auf der laotischen Mundorgel Khaen.
 Foto: afp

Autor: Von Karin Großmann
Seite: 20
Ressort: Kultur
Weblink: <http://www.sz-online.de/>

Quellrubrik: DBA Döbelner Anzeiger
Ausgabe: Döbelner Anzeiger

Wehe, wenn der Rudelschalter umgelegt wird

Friedenspreisträger Jaron Lanier warnt: Wir geben unsere Demokratie an Konzerne ab.

Jaron Lanier ist ein unkonventioneller rundlicher Typ mit lustigen Locken, der öffentlich Bambusflöte spielt und doch einen bösen Gedanken entwickelt: Dass sich Menschen verhalten wie Wölfe. Der Einzelne, meint er, kann als Individuum funktionieren. Doch immer wieder schließt er sich mit anderen zum Rudel zusammen. Die Rudel bekämpfen einander. In einer digitalen Welt, die jeden mit jedem vernetzt, lassen sich Gruppen leicht lenken, Normen und Trends durchsetzen. "Facebook steuert heute zum großen Teil die Muster sozialer Verbindungen", sagt der Computerfreak Jaron Lanier. "Doch wer wird diese Macht erben?" Seine größte digitale Angst benennt Lanier mit dem Wort "Rudelschalter". Der Auftritt des US-Amerikaners gestern in der Paulskirche in Frankfurt am Main war deshalb zugleich ein Plädoyer für mehr Selbstbestimmung, Transparenz und Verantwortlichkeit.

Lanier erhielt den Friedenspreis des Deutschen Buchhandels, den wichtigsten Kulturpreis des Landes, der mit 25 000 Euro dotiert ist und bisher an Persönlichkeiten ging wie Albert Schweizer, Astrid Lindgren, Václav Havel oder Martin Walser.

Der US-Amerikaner Lanier wird geehrt, weil er seit Langem auf die Gefahren hinweist, die einer offenen Gesellschaft drohen. Der 54-Jährige kennt die Gefahren. Er hat sie mit erfunden. In den Anfangsjahren des Internets arbeitete Lanier für Technik-Konzerne, er pro-

grammierte ein Computerspiel und prägte den Begriff von der "virtuellen Realität". Weil er ahnt, was alles machbar ist, warnt er vor dem Fetisch der Machbarkeit. Doch das Misstrauen in den Charakter des Menschen hat einen weiteren Grund.

In seiner Paulskirchen-Rede erinnert Jaron Lanier an das Schicksal seiner Eltern. Die österreichische Mutter und der ukrainische Vater entkamen nur knapp dem Holocaust. Viele andere aus der Familie hatten dieses Glück nicht. "Die Nazizeit", sagt Lanier, "verstärkt meine Sorge, dass das Internet als überlegene Plattform für plötzliche Massengewaltausbrüche von Rudeln oder Clans dienen könnte." Der Informatiker malt das Bild einer algorithmischen Überwachungswirtschaft, deren Daten in die Computer nationaler Geheimdienste einsickern. Und wer die Daten hat, hat die Macht.

Manchmal frage er sich, "ob wir unsere Demokratien an Technologie-Firmen outgesourct haben, damit wir nicht selbst zur Rechenschaft gezogen werden können". Da geht es dann nicht nur um Politik und Ideologie, da spielen handfeste wirtschaftliche Interessen mit. "Big Data schürt die algorithmische Konzentration von Reichtum", sagt Lanier. Er spricht von einer "gigantischen Ungleichheit". Freilich geht er nicht so weit, das Ganze grundsätzlich umzukrempeln. Der Reichtum sollte nur gerechter verteilt sein. Zum Beispiel müssten jene echten menschlichen

Übersetzer von ihrer Arbeit leben können, ohne die es keine kostenfreien Übersetzungsprogramme gäbe. Er appelliert an seine Technologenkollegen: "Wenn eine neue Effizienz von digitalem Networking auf der Zerstörung von Würde beruht, seid ihr nicht gut in eurem Fach. Ihr schummelt."

Die Alternative? Da bleibt der Mann mit den Rastazöpfen, der nach eigener Aussage gegenwärtig für den Software-Konzern Microsoft arbeitet, vage in seiner moralischen Aufforderung zu mehr Wachsamkeit und einer neuen Humanität. Am liebsten sähe er das Beste aus der alten Welt und das Beste aus der neuen miteinander verbunden.

Der Präsident des Europaparlaments, Martin Schulz, mahnt in seiner Laudatio immerhin Standards an, die sich von denen US-amerikanischer oder asiatischer Firmen unterscheiden sollten: Die kreative Leistung von Menschen dürfe nicht als kostenlose Verfügungsmasse benutzt werden. Private Daten müssten sicher sein. Irrtümer und Fehler sollten gelöscht werden dürfen. "Wir brauchen eine Charta der digitalen Grundrechte", so Schulz.

Es ist ungefähr das, was deutschsprachige Schriftsteller und Autoren aus aller Welt seit etlichen Wochen fordern, ohne dass es Folgen hätte.

Bildunterschrift:

Frisch geehrt: Jaron Lanier Foto: dpa

Urheberinformation: Alle Rechte vorbehalten. © Dresdner Druck- und Verlagshaus GmbH & Co. KG, Dresden

Autor: Krieger, Regina
Seite: 055

Ressort: Namen des Tages
Nummer: 196

JARON LANIER

Der Cyber-Humanist

Regina Krieger Frankfurt.

Google, Amazon und Facebook, Überwachung, Big Data ,Schwarmbildung und Holocaust - Jaron Lanier ließ in seiner Rede kein Internetthema aus. Auch wenn der New Yorker sehr schnell sprach, so war die Aufmerksamkeit der Zuhörer in der Frankfurter Paulskirche ungeteilt.

Dort bedankte sich der 54-Jährige mit den schulterlangen Rasta-Locken für seine neue Auszeichnung: den Friedenspreis des Deutschen Buchhandels. Und er lieferte in seiner Rede nicht weniger als einen Kompass für die digitale Welt, ein sehr nachdenkliches und anregendes Plädoyer für eine neue Art von Humanismus.

"Das Internet darf nicht zur einzigen Plattform der Kommunikation werden",

sagte der Informatiker, Musiker und Schriftsteller, der als der Erfinder des Begriffs "virtuelle Realität" gilt. Zu viel tummelten sich dort "Pornografie und Katzenfotos", aber es fehle die Perspektive und Synthese. Es gebe "statistische Datenwellen, die zu erstaunlichen Vermögen zusammengerührt werden von denen, die sie benutzen, um ihren wirtschaftlichen Vorteil auszurechnen".

Mit "Gadget" wurde Lanier 2012 auch in Deutschland bekannt, in diesem Frühjahr erschien "Wem gehört die Zukunft?" Seine Verteidigung des gedruckten Buches war der Höhepunkt der diesjährigen Buchmesse, die mit der Verleihung des Friedenspreises zu Ende ging.

Lanier widmete den mit 25 000 Euro dotierten Preis Frank Schirmmacher. Der

im August gestorbene "FAZ"-Herausgeber hatte die Ankündigung noch erlebt und von einem "eminenter politischen Preis" gesprochen. Daran erinnerte auch Martin Schulz, der Präsident des Europaparlaments, in seiner Laudatio. Lanier sei nicht kulturpessimistisch und auch nicht technologiefeindlich, sondern ein Mahner aus der Position eines kenntnisreichen Oppositionellen, so Schulz.

Und wirtschaftsfeindlich ist er auch nicht, das wurde in der Dankesrede deutlich. Die Botschaft des Cyber-Menschen in Zeiten von Algorithmen, Clouds und künstlicher Intelligenz ist eindeutig: "Ohne Menschen sind Computer Raumwärmer, die Muster erzeugen."

Urheberinformation:

Verlagsgruppe Handelsblatt GmbH 2014: Alle Rechte vorbehalten. Die Reproduktion oder Modifikation ganz oder teilweise ohne schriftliche Genehmigung der Verlagsgruppe Handelsblatt GmbH ist untersagt. All rights reserved. Reproduction or modification in whole or in part without express written permission is prohibited.

Autor: Tom R. Schulz
Seite: 13
Ressort: KULTUR

Quellrubrik: KULTUR
Nummer: 238

Warner vor digitalen Gefahren

Der Internet-Visionär Jaron Lanier wurde in Frankfurt mit dem Friedenspreis des Deutschen Buchhandels ausgezeichnet

Tom R. Schulz

Hamburg Die Geschichte liebt solche Gestalten - die Bekehrten, die Umkehrer, die Spät-Einsichtigen, vielleicht, weil sie so selten sind und weil der Mainstream ja eher dem Gegenteil huldigt: der vom Einzelnen nie infrage gestellten und beharrlich verwirklichten Vision. Jaron Lanier, der am Sonntag in Frankfurt mit dem Friedenspreis des Deutschen Buchhandels ausgezeichnet wurde, ist solch ein Umkehrer; einer, der sich vom Apologeten des Internets zum Mahner vor den Gefahren der vermeintlich grenzenlosen Freiheit in der digitalen Welt gewandelt hat, weil er erkannt zu haben glaubt, dass diese Freiheit nur eine Freiheit der ganz wenigen ist: der von ihm "Sirensen-server" genannten digitalen Moloch-Dienste wie Google, Facebook, Twitter oder Instagram, deren Attraktivität für den so selbstauskunftsfreudigen Otto Couchpotato von heute nur den kleinen Nachteil hat, dass sie allmählich zur gesellschaftlichen Totalerosion führt.

Frankfurt und der Ort der Preisverleihung, die Paulskirche, erscheinen beide für Lanier wie bestellt. "Die schärfsten Kritiker der Elche / waren früher selber welche", lautet der satirisch-tiefgründige Zweizeiler von F.W. Bernstein aus der zweiten Frankfurter Schule. Der Friedenspreisträger mit den rotbraunen Dreadlocks, 1960 in New York als Kind jüdischer Einwanderer geboren - die Mutter eine Holocaust-Überlebende, der Vater entkam Pogromen in Russland -, zählt zu den Vordenkern und Mit-Erfindern der digitalen Gesellschaft. Er begann in den 80er-Jahren als Spiele-Programmierer bei Atari, erfand den Datenhandschuh und andere auf den Computer gestützte Technologien, etwa für 3-D-Grafiken im Kino, und lehrt heute an mehreren Universitäten in den USA. Es heißt, der Begriff "Virtuelle Realität" sei von ihm geprägt worden. 2010 war Lanier unter den Kandidaten des "Time"-Magazins für die 100 ein-

flussreichsten Leute der Erde.

Mit der Zeit wurde aus dem einst so affirmativen Elch des Computerzeitalters dessen vielleicht nicht gleich schärfster, doch zunehmend bestürzter Kritiker; Lanier, der auch Musiker ist, unter anderem im Ensemble von Philip Glass, erzählt, wie ihn Anfang des Jahrtausends, beim beginnenden Crash der Musikindustrie infolge der Digitalisierung, im Wochenrhythmus Leute um seine Mitwirkung bei Benefizkonzerten für Musiker baten, denen dadurch die Existenzgrundlage wegbrach.

Ihm dämmerte, dass da etwas nicht stimmen konnte mit der einst auch von ihm propagierten kostenlosen Allverfügbarkeit von Musik im Netz, wenn sie die Kreativen scharenweise in den Ruin treibt. Aus dem Saulus des Internet-Zeitalters wurde ein Paulus, der die Rückkehr des menschlichen Faktors in der virtuellen Welt einfordert, die Achtung vor der Kreativität des Einzelnen, die die Masse honorieren muss, will sie weiterhin von ihr profitieren. Dass es ausgerechnet die Paulskirche war, in der Lanier nun der Friedenspreis verliehen wurde, erscheint da als höhere Fügung. Sie wurde nach dem Namen des wandelbaren Apostels benannt.

Lanier nahm die mit 25.000 Euro dotierte und seit 1950 zum Abschluss der Frankfurter Buchmesse vergebene Auszeichnung, die zuvor etwa an Albert Schweitzer, Jürgen Habermas, Orhan Pamuk, Susan Sontag oder Anselm Kiefer gegangen war, "nicht für mich allein" an, wie er zu Beginn seiner Dankesrede sagte, sondern "im Namen der Weltgemeinschaft der digitalen Aktivisten und Idealisten, auch wenn viele von uns nicht einer Meinung sind".

Tatsächlich macht man sich im Schwarm schnell Feinde, wenn man die Vergötzung dieses Schwarms und seiner vermeintlich über allem stehenden Intelligenz in Zweifel zieht. Wikipedia sei schlimmer als Facebook, die "Weisheit der vielen" eine Illusion, postuliert

Lanier, dessen Bücher "Gadget. Warum die Zukunft uns noch braucht" und "Wem gehört die Zukunft?" ihn auch zum viel gelesenen Autor machten. Andererseits trifft die Kritik des Insiders etwa am Datensammelwahn, an Big Data und der damit einhergehenden Möglichkeit zur totalen Überwachung des Individuums oder an den Google-Algorithmen und der dadurch immer passgenaueren Belieferung der Nutzer mit Werbeangeboten präzise den Zeitgeist. Jaron Lanier, äußerlich einem aufgepumpten Hobbit nicht unähnlich, ist die Galionsfigur des Roll-back von der Euphorie über das Internet 2.0.

Die Preisverleihung wurde live in der ARD übertragen. Die Fernsehkameras schweiften gelegentlich von der übers Pult gebeugten massigen Gestalt Laniers ab und zeigten die Gäste der Veranstaltung, denen man vielfach anzusehen meinte, dass ihnen die Ausführungen des Preisträgers recht nebulös erschienen, und das nicht deswegen, weil er sie in seiner Muttersprache vom Manuskript ablas. Man wird Laniers Rede nachlesen wollen, und man wird Zeit brauchen, die ihr zugrunde liegenden Gedanken nachzuvollziehen.

Beifall erhielt Lanier, wenig überraschend vor Zuhörern, die der Börsenverein des Deutschen Buchhandels geladen hatte, für seine glühende Verteidigung des Buchs aus Papier. Bücher seien nicht nur deswegen gut, weil "das Internet nicht zur einzigen Plattform der Kommunikation werden" dürfe und uns am besten diene, "wenn es nicht gleichzeitig Subjekt und Objekt" sei. Papier laufe zwar Gefahr zu brennen, vereitele dafür aber die Überwachung des Lesers durch die in E-Readern zum Einsatz kommenden Algorithmen.

Sein zunehmend von Emotion getragenes Plädoyer für den Primat der Menschlichkeit gegenüber dem Computer und der künstlichen Intelligenz widmete Jaron Lanier seinem Vater, der vor 60 Jahren der Vernichtung durch die

Unmenschlichkeit entronnen war und Ich nehme den Preis nicht für mich **Jaron Lanier**
der gerade in diesen Tagen in hohem Alter gestorben ist. allein an, sondern im Namen der Welt-
gemeinschaft der digitalen Aktivisten

Fotograf: Arne Dedert

Abbildung: Wikipedia sei schlimmer als Facebook, die "Weisheit der vielen" eine Illusion, behauptet Jaron Lanier. Hier hält er seine Dankesrede in Frankfurt

Fotograf: Foto: Arne Dedert/dpa

Urheberinformation: © Zeitungsgruppe Hamburg GmbH

© PMG Presse-Monitor GmbH